

Nr. 207

Michael Sommer

**Die „entzauberte“ Antike:
Max Webers Fragment
Die Stadt als Entwurf
einer verstehenden
Altertumswissenschaft**

2015

Inhalt

Hans-Joachim Wätjen Vorwort	5
Rudolf Holbach Grußwort	7
Michael Sommer Die „entzauberte“ Antike: Max Webers Fragment <i>Die Stadt</i> als Entwurf einer verstehenden Altertumswissenschaft	11
Der Autor	35

VORWORT

Die Antrittsvorlesungen von neu berufenen Professorinnen und Professoren sind an den Universitäten seit vielen Jahrhunderten eine bewährte Tradition. Der oder die Neue stellt sich der Fakultät und der Öffentlichkeit mit seinem Forschungsgebiet, einem Ausblick auf Projekte und auch als Persönlichkeit vor. In der Regel unterscheidet sich eine Antrittsvorlesung von den heute üblichen Vorträgen, die als Präsentationen mit zahlreichen Folien gehalten werden. Üblich ist stattdessen ein wohl formulierter und traditionell gehaltener Vortrag, der anschließend publiziert werden kann. Die Antrittsvorlesungen neu berufener Professorinnen und Professoren gehören denn auch seit einiger Zeit zum Profil der Oldenburger Universitätsreden. Die breite Öffentlichkeit und die Scientific Community können den Vortrag so in gedruckter wie in frei zugänglicher digitaler Form nachlesen.

Der Althistoriker Michael Sommer macht mit seiner am 18. November 2014 gehaltenen Antrittsvorlesung keine Ausnahme: Mit einem exzellent formulierten und gehaltvollen Vortrag erfüllte er alle Erwartungen der zahlreich Erschienenen. Er beschränkte sich dabei keineswegs auf sein Fach. Vielmehr ließ sich Sommer wie Max Weber auf „das Experiment eines Perspektivenwechsels“ ein, um am Beispiel von dessen Fragment *Die Stadt* deutlich zu machen, was eine „verstehende“ Altertumswissenschaft heute leisten kann und leisten sollte. Michael Sommer entschlüsselt dieses Textfragment von Max Weber als Entwurf einer „verstehenden“ Altertumswissenschaft, das zur Deutung der Moderne bereits in der Antike ansetzt.

Nachdem er uns zunächst mit Max Weber vertraut gemacht hat, mit seiner Herkunft, seinem Werdegang, seinen Studien und seiner geistigen Entwicklung, vermittelt er auf anschauliche Weise dessen „Idealtypen-Hermeneutik“, um anschließend ihre Anwendung auf *Die Stadt* nachzuzeichnen. Weber kommt über den Vergleich und das Messen von realen Stadttypen an „gedanklich konstruierten und also universell gültigen Idealtypen“ auf einen

weiteren „Weg zur Enträtselung der Moderne“, den er mit seiner Arbeit *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* bereits beschritten hatte.

An zwei „Gedankenfiguren“, der Schaffung einer Kriegerzunft in der antiken Polis als Ausdruck eines „gemeinsame[n] ökonomische[n] Interesses am Krieg“ und des „Tages von Antiochien“, der mit einer durch Eid verpflichteten Bürgerschaft quasi das mittelalterliche Stadtrecht und letztlich die Moderne hervorbringt, veranschaulicht Sommer die Aktualität von Webers Hermeneutik. Er geht noch einen Schritt weiter, „denn die Alte Geschichte war für ihn [Weber] und kann für uns, wenn wir verstehen wollen, wer wir sind und in welcher Welt wir leben, ein unerschöpfliches Reservoir von Idealtypen sein.“ Michael Sommer sieht in Webers Methode des idealtypischen Verfahrens und Vergleichens ein großes Potenzial, „um Phänomene der Moderne an nicht epochengebundenen Idealtypen zu messen“, so auch gegenwärtige Entwicklungen wie die Globalisierung, die „alles andere als irreversibel“ sei.

Dass es Sommer wurde, die von Michael Sommer im Spätherbst gehaltene Antrittsvorlesung zu publizieren, hat allein der unterzeichnende Herausgeber zu verantworten.

Oldenburg, im August 2015

Hans-Joachim Wätjen

PROF. DR. RUDOLF HOLBACH

Grußwort

Sehr geehrter Herr Studiendekan
und lieber Herr Siebel,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studierende,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Michael und Familie,

ein wegen seiner „Nebentätigkeit“ als Dramen- und Gedichteschreiber nicht ganz unbekannter junger Professor (freilich noch nicht besoldet) hielt 1789 seine Antrittsvorlesung in Jena und bezeichnete es als „erfreuend und ehrenvoll“, an der Seite der anwesenden Herren „künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem tätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse und jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet – das große weite Feld der allgemeinen Geschichte“. Zugleich freute er sich über den „Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde“ um ihn „versammelt“ hatte und „in deren Mitte“ er „schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter“ aufblühen sah. Ob unser lieber Kollege Michael Sommer die heutige Situation ähnlich wie der damals erst 29-jährige Friedrich Schiller beurteilt, mag er selbst entscheiden. Dass um ihn herum als akademischen Lehrer sich nicht nur Männer, sondern auch Frauen mit eventuellem Geniepotenzial finden, ist zumindest ein wesentlicher Unterschied zu damals. Sicher dürfen wir jedenfalls sein, dass auch Michael uns heute wie an sonstigen Tagen edelstes Vergnügen sowie wichtige Aufschlüsse verschaffen wird, wenn

er über „Max Webers Fragment ‚Die Stadt‘ als Entwurf einer verstehenden Altertumswissenschaft“ spricht und damit sein Thema in einen weiten Kontext stellt.

Zum seltenen akademischen Ereignis einer Antrittsvorlesung darf ich Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, im Namen des Instituts für Geschichte ganz herzlich begrüßen. Wir freuen uns sehr, dass Sie mit uns einen schon nicht mehr ganz neuen, aber doch als letzten zu unserer Crew gestoßenen Kollegen feiern. Michael Sommer hat jetzt seit zwei Jahren die Professur für Alte Geschichte an unserer Universität inne. Zuvor war er von 2005–2012 als Lecturer in Ancient History an der University of Liverpool tätig. Studiert hat er Alte Geschichte, Klassische Philologie, Wissenschaftliche Politik, Neuere und Neueste Geschichte und Vorderasiatische Archäologie in Freiburg, Basel, Bremen und Perugia; das Fächerspektrum und der Wechsel der Standorte belegen bereits in dieser frühen Zeit seine wissenschaftliche Neugier und das Streben nach großer Breite mit Schwerpunkt auf den Altertumswissenschaften. Nach einer Doktorandenphase in Freiburg hat Michael Sommer im Jahre 2000 seine Dissertation über die Phönizier eingereicht. Es folgten Jahre als Wissenschaftlicher Angestellter am Orientalischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität, als Visiting Fellow in Oxford und Lehrbeauftragter in Freiburg, bis 2005 verbunden mit der Venia legendi die Habilitation mit einem Werk über Roms orientalische Steppengrenze erfolgte und ihm bald darauf die Stelle in England zuteilwurde.

In seiner bisherigen akademischen Laufbahn hat Michael Sommer ein beeindruckendes Oeuvre vorgelegt. Dazu gehören ebenso Monografien zu speziellen Themen wie Standardwerke, ob zur Geschichte und Kultur der Phönizier, zu Herrschaft und Alltag der römischen Kaiser, zu den Soldatenkaisern, zur Arminiuschlacht oder – erst im letzten Jahr erschienen – zur Wirtschaftsgeschichte der Antike. Wenn Bd. 1 seiner bei Kröner erschienenen zweibändigen Römischen Geschichte in der Rubrik Überblick beim DAMALS Buchwettbewerb 2013 Platz 1 belegt hat, ist dies ein Zeichen der Qualität seiner Arbeiten wie seiner Fähigkeit, gut zu formulieren, wozu ihm auch seine journalistische Erfahrung hilft. Von schweinsledernen Witzen eines langweiligen Dozenten, wie ihn Heinrich Heine in seinen Briefen aus Berlin 1822 beschreibt,

kann also bei ihm keine Rede sein, sondern eher von einer Art Friedrich Schlegel, der nach Heines Meinung gezeigt hatte, „wie man wissenschaftliche Gegenstände in eleganter Sprache behandeln kann“ (Heine, Die romantische Schule). Auch vor einem anderen Übel, das Goethe in Dichtung und Wahrheit beschreibt, ist Michael gefeit. Jedenfalls gehört er nicht zu jenen jüngeren Professoren, die „eigentlich nur lehren, um zu lernen“, die zwar „wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen“, aber „ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer“ erwerben, „weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nötig findet“. Erst recht zählt er nicht zu den ältesten, die – so Goethe – „schon lange Zeit stationär sind“ und – als Zweitältester am Institut kann ich dies nur schwer akzeptieren – nur „fixe Ansichten“ und vieles vermitteln, „was die Zeit schon als unnütz und falsch verurteilt hat“. Unser neuer Kollege ist vielmehr erfahren, aber noch nicht festgefahren.

Lieber Michael, wir wissen inzwischen, was wir an Dir haben: einen überaus produktiven, in Forschung und Lehre höchst engagierten, die Gremienarbeit nicht scheuenden, kooperativen sowie menschlich überaus netten Kollegen, der Dinge bewegen kann, aber sich nie in den Vordergrund drängt. Du bist auch, wie man immer wieder erkennen kann, genügend geerdet und gewiss nicht der Typ desjenigen Professors, den Adolph Freiherr von Knigge in seinem berühmten Werk „Über den Umgang mit Menschen“ als einen beschrieben hat, der in „seiner gelehrten Einfalt“ nicht nur meint, „die Universität, auf welcher er lebt, sei der Mittelpunkt aller Wichtigkeit“ – obwohl wir das ja beim 40-jährigen Jubiläum der Carl von Ossietzky Universität gerne nachvollziehen würden –, sondern der auch „das Fach, in welchem er sich Kenntnisse erworben“, für „die einzige dem Menschen nützliche, wahrer Anstrengung allein werthe Wissenschaft“ hält.

Lieber Michael, wir sind dankbar, dass Du zu uns gekommen bist, wir bringen Dir „aus vollem Herzen ein freudig Lebehoch“, wie es von den Studenten in Arnims Die Gänderode heißt, wünschen Dir und Deiner Familie in Oldenburg alles Gute und freuen uns auf weitere Jahre mit Dir.

PROF. DR. MICHAEL SOMMER

*Die „entzauberte“ Antike: Max Webers Fragment
Die Stadt als Entwurf einer
verstehenden Altertumswissenschaft
Akademische Antrittsrede¹*

Im April dieses Jahres jährte sich der Geburtstag Max Webers, den Karl Jaspers als den „größte[n] Deutschen unseres Zeitalters“² bezeichnet hat, zum 150. Mal. Vor genau 100 Jahren, unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, entstand vermutlich die Schrift, die im Mittelpunkt meiner heutigen Überlegungen stehen soll: der Fragment gebliebene Traktat *Die Stadt*, in dem Weber die Genese der Moderne bis auf die Antike zurückführt. Grund genug also für einen Oldenburger Althistoriker, der überdies seine akademische Grundausbildung in Freiburg empfangen hat, wo Weber ab 1894 den Lehrstuhl für Nationalökonomie bekleidet hatte, im Weber-Jahr den Altertumswissenschaftler Max Weber zu würdigen, der dieser Ausnahmeforscher eben auch war: als Archeget einer „verstehenden“ Wissenschaft zumal, für den jede Vergangenheit ihre Dignität daraus schöpfte, dass ohne das Wissen um sie die Gegenwart ein unlösbares Rätsel bleiben müsse.

1 Der „größte Deutsche“

Max Webers wissenschaftliche Biographie³ unterscheidet sich in zwei grundlegenden Aspekten von der anderer großer Geister seiner Generation, ja vermutlich großer Geister überhaupt. Erstens lehrte Weber, nachdem er im Alter von 29 Jahren – was damals ungewöhnlich, aber keineswegs einzigartig war – seine erste Professur angetreten hatte, nur insgesamt acht seines knapp vierzig Jahre währenden Gelehrtenlebens als Professor an einer Universität. Zweitens sah, und das ist vielleicht noch

bemerkenswerter, nur ein verschwindend geringer Teil seines vieltausendseitigen Œuvres bereits zu Lebzeiten Webers die Druckerpresse. Weber, der sich aufgrund eines Nervenleidens bereits 1900, mit 36 Jahren, von der akademischen Lehre beurlauben ließ und erst 1919, ein Jahr vor seinem Tod, einen Ruf nach München annahm und aufs Katheder zurückkehrte, war in den 19 Jahren des dazwischenliegenden Privatgelehrertendaseins so produktiv wie kaum ein zweiter Wissenschaftler seiner Zeit. Im Haus Fallenstein, Webers großbürgerlichem Heidelberger Domizil, entstand eine schier endlose Reihe von Zeitschriftenaufsätzen, Lexikonartikeln und Manuskripten zu den unterschiedlichsten Themen – von Nationalökonomie über Politik, Geschichte, Religions- und Musiksoziologie bis hin zur Erkenntnistheorie – und in unterschiedlichstem Format. Vieles davon blieb unvollendet, nahezu alles in einem durchaus kreativen Sinn Stückwerk.

Wenn Webers Gesamtwerk heute kein Schattendasein in abseitigen Zeitschriften und Archiven führt, wenn es breit rezipiert wurde und wird und heute sogar in einer philologisch-kritischen Max-Weber-Gesamtausgabe vorliegt, dann ist das Marianne Weber, seiner ihn um über 30 Jahre überlebenden Gattin zu verdanken, die sich nach Webers Tod – der Gelehrte starb im Juni 1920 an der Spanischen Grippe – mit Hingabe der editorischen Aufbereitung des kolossalen Nachlasses widmete. Unter Marianne Webers ordnenden Händen entstand aus verstreuten, oft ungegliederten und nicht selten unfertigen Manuskripten der *Grundriß der Sozialökonomik*, der seit der 4., 1956 von Johannes Winckelmann besorgten, Auflage den auch heute noch gebräuchlichen Titel *Wirtschaft und Gesellschaft* trägt. Webers soziologisches Hauptwerk hat er selbst nie in Buchform gesehen: *Wirtschaft und Gesellschaft* ist eine in mehreren Schichten entstandene Kompilation von fremder Hand, wenngleich eine, die zu überzeugen vermag.

Dass Weber zum Begründer der Soziologie und damit vermutlich zu *dem* Ausnahmeforscher seiner Generation, zumindest im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften, werden konnte, verdankte er seiner ihn vom Arbeitspensum eines Professors befreienden Krankheit ebenso wie seinem Intellekt, der ihn be-

fähigte, Unmengen von Informationen in kürzester Zeit zu verarbeiten. Nicht minder aber verdankte er es seiner Herkunft: Weber, am 21. April 1864 in Erfurt geboren, stammte aus einer Familie, welche die „protestantische Ethik“, der Weber nachmals zu so viel Ruhm verhelfen sollte, für Generationen verkörpert hatte. Seine Vorfahren väter- wie mütterlicherseits stammten aus Bielefeld, wo sie als Kaufleute im Textilgewerbe zu Reichtum und Status gelangt waren. Die Familien Fallenstein und Weber hatten weitgespannte großbürgerliche Netzwerke unterhalten, zu denen früh auch schon Intellektuelle gezählt hatten. So waren Webers Eltern, Max sen. und Helene, die 1863 den Bund fürs Leben geschlossen hatten, beide in den Genuss einer vorzüglichen Erziehung gekommen. Max Weber sen. hatte als jüngstem Sohn ein Studium offen gestanden: Er entschied sich für die Rechtswissenschaft und schlug eine Verwaltungslaufbahn ein, die ihn bald als hauptamtlichen Stadtrat nach Erfurt, wo Max jun. geboren wurde, und später nach Berlin führte. Zugleich betätigte sich Max Weber Vater politisch in der Nationalliberalen Partei: Von 1868 bis 1892 gehörte er dem Preußischen Abgeordnetenhaus, von 1872 bis 1884 mit einer Unterbrechung auch, für verschiedene Wahlkreise, dem Deutschen Reichstag an.

Weber sen. war im liberalen Establishment wie in der Intellektuellenszene des jungen Deutschen Reiches bestens vernetzt. Im Berliner Haus der Webers gingen führende nationalliberale Politiker wie Rudolf von Bennigsen, aber auch Forscherpersönlichkeiten wie Heinrich von Treitschke, Heinrich von Sybel und selbst Theodor Mommsen ein und aus. Besonders prägend für den jungen Max Weber wurde sein Onkel, der Historiker Hermann Baumgarten, der mit Helenes Schwester Ida Fallenstein verheiratet war und sich in den 1880er Jahren eine heftige Kontroverse mit Heinrich von Treitschke um die Rolle Preußens und die Bewertung der kleindeutschen Reichsgründung lieferte. In seiner Kritik der deutschen Einigung unter dem Primat ökonomischer Interessen schnitt Baumgarten Themen an, die auch Weber später immer wieder durchdeklinieren sollte: den Beruf der und zur Politik, das Arbeitsethos der Bürger, ihr Desinteresse an allem, was über private, im engen Sinne wirtschaftliche Interessen hinausgeht.

Weber erlebte das Dilemma der Klasse, der er selbst entstammte, also schon bei den Tischgesprächen im eigenen Elternhaus. Er fühlte sich, nach eigenem Bekunden, zutiefst dieser Klasse verbunden und wusste doch schon früh um ihre Beschränkungen, gerade in Deutschland. Hier hatte das Bürgertum, aus wirtschaftlichem Opportunismus, das Bündnis mit einem vornationalen Traditionen verhafteten Adel geschlossen und sich entsprechend entmündigen lassen. Baumgarten, der Bildungsbürger, verzweifelte am politischen Stumpfsinn der Wirtschaftsbürger. Max Weber sollte es ihm später gleich tun und einen wichtigen Impetus für seine akademische Arbeit aus der Verzweiflung beziehen.

Seine Herkunft prädestinierte Weber aber noch auf andere Weise für eine führende Rolle in der deutschen Geistesaristokratie. Die akademische Elite blieb im Kaiserreich, nicht anders als im restlichen Europa, gern unter sich. Wer in der Wissenschaft Karriere machen wollte, brauchte Kontakte. Ohne Netzwerk bestand kaum eine Chance, von den Universitäts-Granden, die ihren Nachwuchs per Kooptation auswählten, auf eine Professur berufen zu werden. Weber verfügte mit seinem familiären Hintergrund und den zahlreichen Kontakten, die er noch im Elternhaus knüpfen konnte, über vortreffliche Voraussetzungen, um im Universitätsbetrieb des kaiserlichen Deutschland Fuß zu fassen.

So geschah es. Als 18-Jähriger schrieb sich Weber 1882 in Heidelberg ein, trat im folgenden Jahr seinen einjährigen Militärdienst in Straßburg an und wechselte 1885 nach Göttingen, wo er 1886 sein Studium mit dem 1. Juristischen Staatsexamen abschloss. Zugleich mit seinem Referendariat nahm er in Berlin eine Promotion bei dem in Fragen des Handelsrechts versierten Juristen Levin Goldschmidt auf. Goldschmidt war 1855 in Heidelberg promoviert worden und hatte danach neun Jahre in der Villa Fallenstein gewohnt, dem Haus im Stadtteil Neuenheim, das der Familie von Webers Mutter Helene gehörte und in das Weber selbst 1910 einziehen sollte. Thema der Arbeit war die Entstehung der offenen Handelsgesellschaft im Mittelalter. Die Dissertation wurde 1889 eingereicht und von Goldschmidt mit magna cum laude bewertet.

Für die Habilitation, die er bereits im Sommer 1889 ebenfalls in Berlin aufnahm, sattelte Weber komplett um. Das Thema war jetzt an der Grenze zwischen Rechts- und Wirtschaftswissenschaft angesiedelt, die Epoche nicht das Mittelalter, sondern die Antike. Seine Arbeit mit dem etwas sperrigen Titel *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* beschäftigte sich eingehend mit dem römischen Katastrierungswesen, bezog technische Aspekte wie das Handwerk der römischen Feldmesser mit ein, prüfte den je unterschiedlichen Besitz- und Eigentumsstatus, den Land im römischen Recht haben konnte, und erging sich in einer Fülle von Details zum Zensus- und Besteuerungswesen. In dieser Arbeit stellte Weber eine profunde Quellenkenntnis und zugleich die stupende Fähigkeit zur Abstraktion unter Beweis, die sein späteres Schaffen auszeichnete. Die Arbeit traf gleich mehrfach einen Nerv: Erstens lösten das 1893 erschienene Buch *Die Entstehung der Volkswirtschaft* des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher und die scharfe Erwiderung des Hallenser Althistorikers Eduard Meyer in den 1890er Jahren die lange schwelende sogenannte Bücher-Meyer-Kontroverse um die von Meyer postulierte „Modernität“ der antiken Wirtschaft aus. Darin ging es auch um die Frage nach antiken Formen des Kapitalismus. Von einem römischen „Agrarkapitalismus“ sprach Weber um 1890 selbst noch ohne allzu viele Skrupel. Zweitens hatte das Thema im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine so a priori nicht zu vermutende politische Brisanz. Grund dafür war die sich dramatisch verschlechternde Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, wo unter dem Druck wachsender Konkurrenz durch den Weltmarkt Großgrundbesitzer dazu übergingen, die bisherigen patriarchalischen durch kapitalistische Bewirtschaftungsmethoden zu ersetzen. Weber war deshalb auch der Mann der Stunde, als der *Verein für Socialpolitik*, ein Zusammenschluss intellektueller Vordenker aus den Wirtschaftswissenschaften, die einen dritten ökonomischen Weg zwischen Sozialismus und Laissez-faire-Liberalismus anstrebten, eine Enquete-Kommission zur Landarbeiterproblematik einsetzte. Der noch nicht 30-jährige Privatdozent der Nationalökonomie sollte die Berichte auswerten, die bei der Kommission eingegangen waren. Das Ergebnis, das er mit seinen Kollegen nach nicht einmal sechs Monaten vorlegte, war ein 2000 Seiten

starker Band, der Webers Ruf als eines politisch denkenden Ökonomen begründete und ihm binnen Kurzem erst eine Professur in Berlin (1893) und dann den prestigeträchtigen Freiburger Lehrstuhl (1894) eintrug.

Webers dortige „akademische Antrittsrede“ von 1895 bündelte gewissermaßen sein bisheriges wissenschaftliches Schaffen, die Frustration des jungen Gelehrten über das saturierte deutsche Bürgertum und den Zeitgeist zu markigen Sätzen, die sich heute verstörend lesen: „Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern den ewigen Kampf um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art.“⁴ Mit den Wirtschaftsbürgern, die er kurzerhand für unreif erklärte, „die politisch leitende Klasse der deutschen Nation“⁵ zu sein, ging er hart ins Gericht. „Nicht in erster Linie für die Art der volkswirtschaftlichen Organisation, die wir ihnen überliefern, werden unsere Nachfahren uns vor der Geschichte verantwortlich machen, sondern für das Maß des Ellenbogenraums, den wir ihnen in der Welt erringen und hinterlassen“⁶, schreibt der Nationalökonom seinen Zuhörern ins Stammbuch. Eine Dienerin der Politik sei die Ökonomie, nicht der Tagespolitik, „sondern der dauernden machtpolitischen Interessen einer Nation.“⁷

Es ist Webers Verdienst, hier im Gegensatz zu manchen seiner Professorenkollegen nicht stehengeblieben zu sein. Aus dem schnarrenden Ellenbogen-Professor, dem selbsterklärten „ökonomischen Nationalisten“⁸ und Apologeten deutscher „Weltmachtstellung“, wurde ein leidenschaftlicher Anwalt politischer Vernunft. So äußerte er 20 Jahre später, als in Europa der Erste Weltkrieg tobte, in der Parlamentariern vorgelegten Denkschrift „Zur Frage des Friedensschließens“, Deutschland müsse sich auch nach einem Sieg die Chance offenhalten, sich mit mindestens einer anderen europäischen Macht zu verständigen: „Jede Annexions- und Vergewaltigungspolitik an der Westgrenze führt uns in eine Verwicklung von Todfeindschaften [...]“⁹

Der Wandel vom schnarrenden Hurra-Nationalisten zum Verfechter des Augenmaßes geschah in zeitlicher Parallele zur Wandlung des Nationalökonomens Weber zum Soziologen. Je mehr es Weber darum ging, Gesellschaft – und das hieß konkret:

die Gesellschaft seiner Gegenwart mit ihren evidenten Fehlern und Schwächen – zu verstehen, desto mehr nahm er Abstand von den Formeln des Zeitgeists. Die rapide Auffächerung von Webers Interessensspektrum ist abzulesen an den Themen seiner Arbeiten: *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896), *Agrarverhältnisse im Altertum* (1897), *Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* (1904), *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* (1905), *Zur Lage der bürgerlichen Demokratie in Rußland* (1906), *Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie* (1913), *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen* (1916–18), *Wissenschaft als Beruf* (1917) und schließlich *Politik als Beruf* (1919).

Politik als Beruf ist wohl eine der einflussreichsten Schriften Webers überhaupt: Er entwirft darin das Ideal eines Sachlichkeit, Verantwortlichkeit, Augenmaß und Distanz zu den Dingen verpflichteten Politikers, der aus Professionalität jeglicher Eitelkeit und jeglichem Machtstreben entsagt. Wegweisend ist seine Unterscheidung zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik als Polen, zwischen denen der Politiker in einem nicht aufzulösenden Dilemma gefangen ist. Der Gesinnungsethiker lasse sich allein von dem leiten, was er für richtig und gut erachtet, für den Verantwortungsethiker heiligt der Zweck die Mittel; der Gesinnungsethiker blickt auf die Mittel, der Verantwortungsethiker auf das Ziel. Charakteristisch für Weber ist, dass für ihn weder der Gesinnungsethiker noch der Verantwortungsethiker den Schlüssel zum Paradies in der Hand hält. Vielmehr sei, so lautet seine berühmte Mahnung, Politik „ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich.“¹⁰

2 Der Hermeneutiker

Als die Schüsse von Sarajevo fielen und den Ersten Weltkrieg entfesselten, der das alte Europa unter sich begrub, arbeitete der fünfzigjährige Weber an einem Text, der, wie er dem Historiker Georg von Below anvertraute, „die Formen der politischen Verbände *vergleichend* und systematisch behandelt.“¹¹ Thema sei die Stadt. Weber wäre aber nicht Weber gewesen, wäre es ihm schlicht um eine Geschichte des Phänomens Stadt gegangen. Er wolle, schrieb Weber seinem Kollegen, herausfinden, „was der

mittelalterlichen Stadt spezifisch ist“.¹² Gemeint ist natürlich die Stadt des mittelalterlichen Europa – im Gegensatz etwa zur antiken, chinesischen oder islamischen Stadt.

Im Mittelpunkt der Schrift stand also die Frage, die Weber ein halbes Forscherleben an- und umgetrieben hat: Was ermöglichte, am Anbruch der Neuzeit, Europas Aufbruch in die Moderne? Welche waren die spezifischen Voraussetzungen, die es dem alten Kontinent ermöglichten, die Fesseln der Prämoderne zu sprengen? Und warum gerade Europa? Weshalb war es ausgerechnet der Westen der eurasischen Landmasse, der sich auf den Sonderweg in die Moderne begab und die Welt „entzauberte“: Ökonomische Rechenhaftigkeit, ein wissenschaftliches Weltbild und der entfesselte Prometheus der Industriellen Revolution – das alles, soviel war Weber klar, konnte sich keinem Zufall verdanken.

Weber hat, von einer USA-Reise zurückkehrend, selbst eine Antwort formuliert, die Wissenschaftsgeschichte geschrieben hat: 1905 erschien sein Aufsatz *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. In diesem seinem bekanntesten, besonders durch die US-amerikanische Soziologie, und hier wieder Gerhard Lenski und Robert King Merton, seit den 1940er Jahren popularisierten, Werk macht Weber als Motor der stürmischen Entwicklung im Europa nördlich der Alpen den Protestantismus vor allem calvinistischer, puritanischer und pietistischer Prägung aus, der mit seinem Hang zur Askese und dem Hochhalten von Nüchternheit und Mäßigung einer rationalen Wirtschaftsethik Vorschub geleistet habe.

Nach Erscheinen hatte *Die protestantische Ethik* zunächst eine lebhaftige Debatte unter Sozialwissenschaftlern entfacht, die aber in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg schon wieder im Abflauen begriffen war. Dies ist nicht die Stelle zu beurteilen, ob Weber mit seiner Analyse ins Schwarze getroffen hat. Entscheidend und für Weber charakteristisch sind drei andere Gesichtspunkte: Erstens steht bei Weber die Absicht im Vordergrund, das Mysterium seiner – und unserer – Gegenwart, die Moderne, historisch zu erklären und so zu verstehen. Für Weber ist die Sozialwissenschaft eine „Wirklichkeitswissenschaft“: „Wir wollen die uns um-

gebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen.“¹³ Zweitens hat Weber einen religionssoziologischen Zugang gewählt, um zum Verständnis zu gelangen. Drittens schließlich bedient er sich der Idealtypen-Hermeneutik, die er in einem eigens verfassten Aufsatz zur Erkenntnistheorie – *Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis* – näher erläutert.

Webers Definition des Begriffs „Idealtypus“ kann man nicht oft genug zitieren, weil sie so oft missverstanden worden ist. Nicht Ziel, sondern Hilfsmittel der Erkenntnis sei der Idealtypus. Er werde „gewonnen durch einseitige *Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte* und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*.“ Mit anderen Worten: Weder die „protestantische Ethik“ noch der „Geist“ des Kapitalismus“ sind historische Realien, sondern als heuristische Krücken konstruierte Kreationen des Forschers Weber. Denn, so Weber weiter: „In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine *Utopie*, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Fall festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht [...]“¹⁴

Es ist immer wieder bemängelt worden, die idealtypische Methode öffne Willkür und Beliebigkeit Tür und Tor, doch das Gegenteil ist der Fall. Jeder Erkenntnisprozess arbeitet mit Begriffen – Begriffen, deren Bedeutung sich nur scheinbar unmittelbar erschließt. Auch wer vermeintlich nur die historischen Fakten sprechen lässt, interpretiert, selbst dann, wenn er eigentlich nur beschreiben will. Verlauf und Ergebnis einer Untersuchung hingen, so Weber, entscheidend vom „Erkenntnisinteresse“ des Forschenden ab. Es gebe keine „schlechthin, objektive“ wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens“. Idealtypen dienen somit auch der Offenlegung der eigenen Prämissen und folglich der wissenschaftlichen Redlichkeit.

Wenngleich Objektivität in den Sozialwissenschaften also ein nicht zu erreichendes Ziel sei, mahnt Weber doch Wertfreiheit als

unveräußerliche Maxime jeder Sozialwissenschaft an. Wertediskussionen seien selbstverständlich Gegenstände empirischer Forschung, würden aber nicht helfen, dem Verstehen den Weg zu bahnen. Um das Sein zu verstehen, sei das Seinsollende unerheblich.¹⁵ Für Weber besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen „Erkennen“ und „Beurteilen“: Zu beurteilen sei Aufgabe des Politikers, der Erkenntnis zu dienen, der Beruf des Wissenschaftlers.¹⁶ Nur einer „Sache“ habe der Wissenschaftler zu dienen: der Entzauberung der Welt. Er ist seinem ganzen Wesen nach ein Motor jenes Modernisierungsprozesses, den Weber zeitlebens zu ergründen versuchte. Der Beitrag des Sozial- und möchte man hinzufügen, des Geisteswissenschaftlers, besteht darin, Klarheit zu schaffen, wo zuvor nur trübes Nichtverstehen herrscht – in Webers eigenen Worten: „denkend [zu] ordnen“.¹⁷

Webers Hermeneutik setzt selbstverständlich voraus, dass es eine Wahrheit gibt, die Wissenschaft ergründen kann. Insofern, aber nur insofern, ist der Positivismusvorwurf, den vor allem Jürgen Habermas gegen Weber erhoben hat, berechtigt.¹⁸

Denn freilich hat die Wahrheit bei Weber unterschiedliche Facetten, je nach Blickwinkel. Die Genese der Moderne hat Weber in *Die protestantische Ethik* aus einer Perspektive, der religionssoziologischen, ausgeleuchtet. Das heißt nicht, dass – bei entsprechend verändertem Erkenntnisinteresse – nicht auch andere Facetten der Wahrheit zutage treten können. Dass Weber selbst den Scheinwerfer umgestellt und damit eine andere Seite der Moderne bestrahlt hat, spricht für die „Leidenschaft des Denkens“; die sein Biograph Joachim Radkau bei dem Soziologen diagnostiziert hat, und gegen das lediglich „technische“ Erkenntnisinteresse, das Habermas ihm unterstellt.

3 Die Stadt

Auf das Experiment des Perspektivenwechsels hat Weber sich in *Die Stadt* eingelassen, dem Text, auf den sich im Folgenden meine Überlegungen konzentrieren sollen. Dass diese Abhandlung mit der eingangs erwähnten Schrift, von der Weber in dem Brief an von Below schrieb, identisch ist, lässt sich vermuten; beweisen kann man es nicht. Wilfried Nippel, der den Text für die

Max-Weber-Gesamtausgabe ediert hat, stellt lapidar fest, eine „eindeutige werkgeschichtliche Zuordnung“ lasse sich nicht vornehmen.¹⁹ Immerhin benutzt Weber ausschließlich Literatur, die 1913 oder früher erschienen ist, was für eine Entstehung unmittelbar vor Kriegsausbruch spricht.

Die Schrift, deren Erscheinen Weber nicht mehr erlebte, hatte ursprünglich ein Kapitel für den *Grundriß der Sozialökonomik* werden sollen, an dem Weber auf Anregung des Tübinger Verlegers Paul Siebeck seit 1908 arbeitete. Aus dem *Grundriß* wurde später die monumentale Kompilation *Wirtschaft und Gesellschaft*, die ihre Publikation der entsagungsvollen editorischen Arbeit von Webers Witwe Marianne verdankt. Im August 1921 wurde *Die Stadt* zunächst im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* abgedruckt, der Zeitschrift, die Max Weber gemeinsam mit Werner Sombart und Edgar Jaffé herausgegeben hatte. Als 1925 die zweite Auflage des *Grundriß* unter dem Titel *Wirtschaft und Gesellschaft* erschien, nahm Marianne Weber das Fragment ins 9. Kapitel („Soziologie der Herrschaft“) unter dem im Editionsplan für den *Grundriß* tatsächlich vorgesehenen Titel „Die nicht-legitime Herrschaft. Typologie der Städte“ auf.

Praktisch alles an der Schrift gibt Rätsel auf. Schon der Titel scheint sich nicht mit dem Inhalt zu vertragen, da es um Legitimität nur am Rande geht und nach Webers berühmter Typologie der *Drei reinen Typen der legitimen Herrschaft* ohnehin jede Form von Herrschaft der Legitimität bedarf. Retten lässt sich Marianne Webers Zuordnung nur dann, wenn man annimmt, dass es für Weber verschiedene Grade von Legitimität gab und die gegen die traditionale Feudalherrschaft usurpierte Gewalt der europäisch-mittelalterlichen Stadtgemeinde ein relatives Legitimitätsdefizit begründete.

Geheimnisse umwittern aber vor allem die Frage, worauf Weber mit *Die Stadt* eigentlich hinaus wollte. Weite Teile des Textes bieten sich als Stoffsammlung dar. Eine Einleitung, die diesen Namen verdiente, fehlt ebenso wie ein Schluss. Der Text bricht unvermittelt ab; man merkt ihm an, dass er der Torso eines vermutlich viel größer angelegten Werkes ist. Da Weber nirgends eine Fragestellung formuliert, sondern recht unvermittelt mit „Begriff und Kategorien der Stadt“ in sein Thema einsteigt, kann

man die Fragestellung nur aus dem Text selbst herauslesen. Immerhin: So fragmentarisch das Werk ist, eine klare argumentative Stoßrichtung ist erkennbar. Weber geht es darum, der von ihm unterstellten Einzigartigkeit des Phänomens nachzuspüren, das er die „okzidentale Stadt“ nennt. Zunächst ist es ihm um die typologische Abgrenzung der „okzidentalen“ von anderen Städten zu tun, namentlich der „orientalischen“, die er in verschiedenen Kulturkreisen – dem Alten Orient, dem Islam, dem Fernen Osten – repräsentiert sieht. Dann gliedert er, in einem zweiten Schritt, die „okzidentale Stadt“ in Untertypen auf: die Stadt der klassischen Antike und jene des europäischen Mittelalters, nördlich wie südlich der Alpen, mit noch weiteren Sonderfällen in Italien, Frankreich, England und so weiter. Im Ergebnis entsteht so eine hierarchische Typologie von Städten: Jedes Mal sind es bestimmte Kriterien, die einen Typus definieren: Nicht jede große Siedlung ist eine Stadt, nicht jede Stadt ist eine autonome Bürgergemeinde, nicht jede Bürgergemeinde ist, wie die antike griechische Polis, eine „Kriegerzunft“.

Die Stadt gewährt gerade in ihrer relativen Unbehauenheit aus erster Hand einen Einblick in die Werkstatt von Webers Idealtypenmethode. Mehr als darum, im Sinne eines „so war’s“ realhistorische Manifestationen des Phänomens „Stadt“ zu beschreiben, geht es Weber darum, abstrakte Typen kontrastiv auf Begriffe zu bringen. Ständig führt Weber neue, oft bewusst neologistische oder ihrer ursprünglichen Bedeutung entfremdete Begriffe ein: vom „Gewerbedorf“, über die „Fürsten-“, „Konsumenten-“ und „Produzentenstadt“, die „Stadtgemeinde“ mit „Verbandscharakter“, die „Geschlechter-“ und „Plebejer-“, die „Küsten-“ und die „Binnenstadt“ und schließlich die „Kriegerzunft“, die die antike Polis ihrem Kern nach gewesen sei. Indem er die in den Quellen belegten Realtypen an gedanklich konstruierten und also universell gültigen Idealtypen misst, macht Weber sie einem Vergleich erst zugänglich. Mit dem Vergleich hält er den Schlüssel zu dem ihn eigentlich interessierenden Mysterium in Händen: Was hatte die europäisch-mittelalterliche Stadt, das andere Städte entbehrten? Warum barg sie das Potenzial, zum Nährboden für die Moderne zu werden, das der antiken Stadt oder der Stadt des Orients fehlte? Mit anderen Worten: Über den Städtevergleich führt für Weber der Weg zur Enträtsel-

lung der Moderne – oder genauer: ein alternativer Weg, denn einen ersten Anlauf hatte der Autor von *Die protestantische Ethik* ja bereits unternommen.

Was also zeichnet die Stadt des europäischen Mittelalters aus? Weber beginnt zunächst, indem er den Typus Stadt von anderen großen Siedlungen trennt: Städte seien zunächst Markt- und Festungsorte, wie es sie überall, vom Alten Orient bis nach China gegeben habe. Nur im Okzident hingegen hätten Städte als „Stadtgemeinden“ Autonomie und „Verbandscharakter“ erlangt, vor allem über die Institution des Bürgerrechts. Die „spezifisch ständische[n] Qualitäten der städtischen Bürger“ vermag Weber nur in Europa und in „Ansätzen“ im alten Vorderasien zu erkennen. Stadtbürger seien „Rechtsgenossen“ in einem „anstaltsmäßig vergesellschafteten“ Verband gewesen, den keinerlei traditionelle Tabuschränken geteilt hätten: *commercium*, *conubium*, Komensalität – auf diesen Dreiklang bringt Weber die grundsätzliche Verbrüderungsfähigkeit der Stadtbürger, die sich in den *coniurationes* des Mittelalters, aber auch etwa in den Ständekämpfen im antiken Rom manifestiert habe. Die Eidgenossenschaft der Stadtbürger sei Wehr-, Rechts- und ökonomische Interessengemeinschaft in einem gewesen, die ihre Privilegien gegen außerstädtische Mächte wie feudale Grundherren verteidigt habe. Nur in Europa habe der Grundsatz „Stadtluft macht frei“ gegolten, der die Stadt als Rechtskörperschaft von ihrem Umland abgesondert habe. In zwei Kapiteln („Die Geschlechterstadt“ bzw. „Die Plebejerstadt“) zeichnet Weber die in Antike und Mittelalter im Wesentlichen parallel verlaufende Öffnung der Stadtgesellschaften hin zu breiter Partizipation der Bürger nach: Während aber im Mittelalter die ökonomische Teilhabe der Zünfte der ausschlaggebende Faktor gewesen sei, habe sich die antike Plebejerstadt über die Zugehörigkeit zur Hoplitenphalanx formiert. Sie sei so zur „Kriegerzunft“ geworden, wie Weber prägnant formuliert, während viele mittelalterliche Städte sich zu „gewerblichen Binnenstädten“ gewandelt hätten. Hier, in der gewerblichen Binnenstadt, hätte sich ein völlig neuer Typus Bürger entfalten können: „Die politische Situation des mittelalterlichen Stadtbürgers wies ihn auf den Weg, ein *homo oeconomicus* zu sein [...]“ Anders als die antike Polis, die stets danach gestrebt habe, ein politischer Akteur aus eigenem Recht zu sein, hät-

ten den meisten mittelalterlichen Städten die entsprechenden Machtmittel a priori gefehlt. Die Folge sei gewesen, dass die friedlich Handel und Gewerbe treibenden Bürger die „Stadtwirtschaftspolitik“ ihren Gewinninteressen untergeordnet hätten. Der Typus, den Weber hier beschreibt, trägt deutliche Züge des „Bourgeois“, dem sein Kollege Werner Sombart 1913, also vermutlich in dem Jahr, als Weber an *Die Stadt* zu arbeiten anfing, in Form eines gleichnamigen Buches ein Denkmal gesetzt hatte: „[...] der Erwerb war sein Ziel, die Begründung von Unternehmungen sein Mittel; er spekulierte und kalkulierte; und schließlich nahmen auch die bürgerlichen Tugenden [...] von seinem Wesen Besitz.“²⁰

Untersucht Sombart den Menschen, der die neue Welt des Kapitalismus und damit die Moderne formte, rekonstruiert Weber in *Die Stadt* also gleichsam das Milieu, das diesen Menschen hervorbrachte. Die Stadt des Spätmittelalters hat demnach das gleiche Recht, als Gebärmutter der Moderne zu gelten wie die protestantische Ethik, nur eben auf einer anderen Ebene. Weber ergänzt seinen religionssoziologischen Ansatz aus *Die protestantische Ethik* um weitere, eher im Reich von Kulturosoziologie und Politikwissenschaft angesiedelte analytische Kategorien. Außerdem erweitert er den chronologischen Horizont seiner Betrachtung mit leichter Hand um etliche tausend Jahre, indem er die klassische Antike und den Alten Orient einbezieht. Das macht *Die Stadt* auch für den Althistoriker zu einem Text, an dem abzuarbeiten sich lohnt.

Ich möchte zwei Gedankenfiguren, denen Weber in *Die Stadt* besondere Prägnanz gegeben hat, herausgreifen – zum einen, weil sich an ihnen wunderbar zeigen lässt, wie man aus der Alten Geschichte, im Sinne Webers, eine verstehende Altertumswissenschaft machen kann; zum anderen, weil genau hier zwei Projekte der Alten Geschichte in Oldenburg ansetzen und ich Sie so vielleicht einen Blick in meine Werkstatt tun lassen kann. Zuerst Webers Wort von der antiken Stadt als „Kriegerzunft“, an der sich der Begriff des Bürgers illustrieren lässt – die vermutlich bahnbrechendste politisch-gesellschaftliche Innovation, die die Moderne der Antike verdankt. Und dann der „Tag von Antiochien“, den Weber nicht nur in *Die Stadt* zur eigentlichen Geburtsstun-

de der okzidentalen Stadt erhebt, sondern auf den er in seinem Oeuvre immer wieder mit leichter Ironie anspielt. Er wird im Mittelpunkt einer Oldenburger Tagung Anfang Dezember stehen.

4 Die Kriegerzunft

„Die antike Polis war, können wir resümieren, seit der Schaffung der Hoplitendisziplin eine *Kriegerzunft*“, stellt Weber in seinem *Die Stadt* abschließenden Vergleich zwischen antiker und mittelalterlicher „Demokratie“ fest.²¹ Der militärische Wettbewerb zwischen den Poleis habe nach und nach jede Stadt gezwungen, dem Beispiel Spartas nachzueifern und „trainierte Hoplitenheere aus Bürgern zu schaffen.“ Bürgerstatus sei allenthalben an Wehrfähigkeit gekoppelt worden. „Chronische Kriegslager“²² nennt Weber die Städte der Antike: nach außen expansionistisch, nach innen „als militaristischer Verband absolut souverän“²³ – heute möchte man sagen: totalitär. Jegliches Verhalten, das die Wehrfähigkeit des Einzelnen und damit der Polis insgesamt zu unterminieren drohte, sei unnachsichtig verfolgt worden: schlechtes Wirtschaften ebenso wie Ehebruch, Hybris ebenso wie schlechte Erziehung des Sohnes. Keineswegs sei Athen, wie von Perikles in der Totenrede suggeriert, ein Hort der Freiheit gewesen; im Gegenteil habe der Staat auf praktisch alles die Hand gelegt: auf die Lebensführung, das Vermögen und vor allem die Zeit der Bürger, die dem Dienst in Magistraturen und Gerichten kaum entrinnen konnten.

Mit der Kriegerzunft führt Weber einen Bürgerbegriff ein, der mit unseren Vorstellungen vom Bürgersein kaum etwas zu tun zu haben scheint. Verbinden wir – sofern der Bürgerstatus in Zeiten von doppelter Staatsbürgerschaft und Forderungen nach Ausländerwahlrecht auch für nicht-EU-Bürger überhaupt noch Relevanz besitzt – mit dem Bürgerstatus so gut wie ausschließlich Rechte, nimmt die Kriegerzunft ihre Angehörigen vor allem in die Pflicht. In Webers Idealtypus kondensiert die ganze Bedeutungsschwere dessen, was es heißt, Teil der Polis zu sein, einer Schicksalsgemeinschaft, die Anspruch auf den ganzen Menschen, seinen Besitz und nicht zuletzt sein Leben erhebt. „Ask not what your country can do for you – ask what you can do for

your country.“ Dieser Satz John F. Kennedys passt besser zur Welt der Kriegerzunft als zur Moderne, der Freiheits- und Entfaltungsrechte des Individuums über alles gehen.

Zur „Zunft“ wurde die Hoplitenbürgerschaft der Polis, für Weber, durch das gemeinsame ökonomische Interesse am Krieg. Krieg sei die eigentliche *raison d'être* der Polis gewesen – und das in Permanenz, denn Krieg wurde ständig geführt: Er verhieß Beute, Sklaven, Landgewinn und damit dem Bürger als Teilhaber der Polis Wohlstandsmehrung. Krieg barg aber auch das Risiko der eigenen Existenzvernichtung. Weber: „Der Krieg, der alle diese Besitzverhältnisse umstürzen konnte, war chronisch und steigerte sich im Gegensatz gegen die ritterliche Kriegführung der Geschlechterzeit zu außerordentlicher Rücksichtslosigkeit.“²⁴ Horrende Szenarien von „massenhafte[r] Abschachtung der Gefangenen“, „Tötung und Sklaverei“ ganzer Stadtbevölkerungen malt Weber aus, die der modernen Forschung zur Kriegführung im klassischen Griechenland kaum standhalten können.

Als „ritualistic collision“ hat der amerikanische Militärgeschichtler Victor Davis Hanson die Phalanxkriegführung beschrieben. Gerade nicht auf die hekatombenweise Abschachtung und Versklavung von Kombattanten wie Zivilbevölkerung sei das Kräftemessen zwischen Poleis hinausgelaufen, sondern darauf, „to end the whole business quickly and efficiently.“²⁵ Überhaupt ist Webers Kriegerzunft einseitig der Matrix Sparta aufmodelliert, das merkt man ihr auf Schritt und Tritt an. Dass andere griechische Poleis, besonders Athen auf dem Weg zur Seemacht, sich rasant von den Parametern seines Idealtypus entfernten, nimmt Weber wohl zur Kenntnis; es hält ihn aber nicht davon ab, den primär militärischen Charakter des antiken – griechischen wie römischen – Bürgerbegriffs immer wieder zu betonen und dem ökonomischen der „gewerblichen Binnenstadt“ des Mittelalters gegenüberzustellen. Denn, meint Weber: „Ein solcher Demos konnte unmöglich primär in der Richtung des befriedeten ökonomischen Erwerbs und eines *rationalen* Wirtschaftsbetriebs orientiert sein.“²⁶

Die Frage hier kann nicht sein, ob das antike Sparta, Athen oder Rom eine Kriegerzunft *war*. Zur Debatte steht allein, ob der Ide-

altypus etwas zum Verständnis antiker Gesellschaften und über diesen Umweg auch der Moderne beiträgt. Und da, meine ich, leistet Webers Methode doch Erstaunliches. Durch Zuhilfenahme eines konstruierten, nicht zeitgebundenen Explanans bekommt das Explanandum, in diesem Fall der Bürgerbegriff, erst Konturen. Es wird klar, dass unter der Oberfläche eines nur vermeintlich eindeutigen Begriffs höchst unterschiedliche realhistorische Phänomene schlummern und dass, wer sich für ihr Verständnis auf alltagsweltliche Erfahrungen verlässt, auf dünnem Eis wandelt. Gerade der einseitig überspitzende „Zusammenschluß diffus und diskret“ – und teilweise auch gar nicht – vorhandener „Einzelercheinungen“ versetzt uns in die Lage, eine fremde und durch die radikale Zäsur am Ende der Antike auch in sich abgeschlossene Welt zu unserer eigenen Epoche sinnvoll in Beziehung zu setzen.

5 Der „Tag von Antiochien“

Wie das funktionieren kann, zeigt auch Webers Behandlung des „Tages von Antiochien“, den er in seinem Oeuvre wiederholt anführt, aber stets nur *en passant* und im Prinzip die intime Kenntnis des zugrundeliegenden Galater-Briefs voraussetzend. So auch in *Die Stadt*. Weber setzt hier die antike Stadt in einem wichtigen Punkt von der des europäischen Mittelalters ab: Im republikanischen Rom etwa habe der ursprüngliche Patrizieradel auch nach seiner politischen Mediatisierung durch die Ständekämpfe stets seine „sakrale Exklusivität“ gewahrt. Die antiken Städte seien nicht nur nach außen, sondern auch nach innen „sakral exklusiv“ insofern gewesen, als alle diejenigen, die „keiner der konföderierten Sippen“ angehört hätten, ihrerseits einen eigenen Kultverband gebildet hätten, der einer universellen Verbrüderung aller Stadtbürger im Wege gestanden habe. Die mittelalterliche Stadt habe zwar ebenfalls aristokratische Sippenverbände gekannt, die etwa in Italien die Städte mit ihren „Geschlechterfehden“ überzogen hätten, doch hätten sich hier die Geschlechter nie sakralrechtlich gegen den Rest der Stadt abgeschottet wie in der Antike. Die Überwindung der Exklusivität, schlägt Weber nun einen kühnen Bogen zum Neuen Testament, sei „eine Folge“ gewesen „des historisch denkwürdigen,

von Paulus im Galaterbrief mit Recht in den Vordergrund gerückten Vorgangs in Antiochien, wo Petrus mit den unbeschnittenen Brüdern (rituelle) Speisegemeinschaft pflegte.⁴²⁷

Der „Tag von Antiochien“ wird hier gleichsam zur ideellen Geburtsstunde der das mittelalterliche Stadtrecht konstituierenden *coniurationes* – und damit, letzten Endes, der Moderne. Schließlich schufen die eidlichen Bürgerverbrüderungen den Typus Stadt, der zum Inkubator jenes *homo oeconomicus* werden konnte, ohne den die Entzauberung der Welt nicht hätte geschehen können. Worauf spielt Weber hier an? Im Galaterbrief (2:11–14) erwähnt Paulus einen Konflikt mit Petrus, der in der syrischen Metropole Speisegemeinschaft mit den dort zahlreich vertretenen Heidenchristen pflegte. Als aber mit dem Jesus-Bruder Jakobus ein besonders radikaler Verfechter der Reinheit des Judentums in der Stadt erschienen sei, habe er sich „von den Heiden zurückgezogen und sich von ihnen getrennt, weil er die Beschnittenen fürchtete.“ Paulus nimmt sich Petrus zur Brust und erinnert ihn daran, dass „der Mensch nicht durch Werke des Gesetzes gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus.“ Die Botschaft ist klar: Indem Paulus das virtuelle Band des Glaubens über die Herkunft der Gläubigen stellte, schuf er erst die „Gemeinde“, die dann zur Arena universeller Verbrüderung werden konnte.

Nach einhelliger Meinung der Theologen zog Paulus im Streit mit Petrus und den Judenten den Kürzeren. Der „Tag von Antiochien“ verhalf nicht der Gemeinde zum Durchbruch, sondern zementierte vielmehr vorerst die inneren Bruchlinien, die Weber hier aufgehoben sieht. Historisch ist das ohne Belang, weil sich in der langen Dauer das paulinische Christentum gegen alle jüdenchristlichen Widerstände durchsetzte und der Apostel in der Wirkungsgeschichte triumphieren konnte. Erkenntnistheoretisch ist es ebenfalls ohne Belang, weil der Idealtypus nicht der historischen Wahrhaftigkeit bedarf, um erklärungsmächtig zu sein. Weber geht es in diesem speziellen Zusammenhang um die anstaltsmäßig vergesellschaftete Gemeinde, die gewissermaßen die okzidentale Stadt in ihrer Reinform repräsentiert. Ihr zentrales Merkmal sei das vollständige Fehlen jener „Tabuschränken“ gewesen, die mit ihren „totemistischen,

ahnenkultischen und kastenmäßigen magischen Klammern“ der Gemeindebildung im Wege standen. Solche Schranken hätten überall „in Asien“ die „Verbrüderung zu einer einheitlichen Körperschaft“ gehindert; in der klassischen Antike habe es immerhin noch Residuen, wenn auch schwache, solcher Tabuschränken gegeben; erst das Christentum habe mit ihnen vollständig aufgeräumt und so der Moderne zum Durchbruch verholfen.²⁸

Man mag solche Gedankengänge für idiosynkratisch halten oder, schlimmer noch, für eurozentrisch. Tatsächlich ist Weber dieser Vorwurf oft gemacht worden: Edward Said etwa bemängelte, durch seine Auseinandersetzung mit der Wirtschaftsethik der Weltreligionen habe Weber sich, „perhaps unwittingly“, in genau jenes Gebiet begeben, das zuvor von den von Said so sehr geschmähten „Orientalists“ beansprucht worden sei.²⁹ Eine solche Kritik verwechselt jedoch wieder Explanans und Explanandum; Weber ging es nicht um etwaige Unzulänglichkeiten nicht-abendländischer Gesellschaften, sondern darum, die spezifischen Bedingungen herauszustellen, unter denen sich Moderne entfalten konnte. Webers Versuch, diesen Prozess zu verstehen, lief gerade nicht auf einen monokausalen Erklärungsansatz hinaus, wie oft unterstellt worden ist, sondern schloss, wie *Die Stadt* beweist, das Denken in Alternativen von Anfang an ein. Weber zwingt uns eben nicht, ein bestimmtes Erklärungsmodell *en bloc* zu akzeptieren – nach dem Motto: „die Protestanten“ waren’s –, sondern arbeitet über die Idealtypen eine Konstellation heraus, über die Moderne möglich wurde. Er selbst sah sich als durchaus kritischer Sachwalter dieser Moderne, der mit seiner wissenschaftlichen Arbeit an der Entzauberung mit all ihren durchaus dialektischen Wirkungen mitarbeitete.

Hat Weber uns heute nach 100 Jahren noch etwas zu sagen? Uns Althistorikern unbedingt, denn die Alte Geschichte war für ihn und kann für uns, wenn wir verstehen wollen, wer wir sind und in welcher Welt wir leben, ein unerschöpfliches Reservoir von Idealtypen sein. Der Vorzug der Alten Geschichte besteht darin, dass sie fremd ist und vor allem, trotz aller Nachwirkungen bis in die Moderne, abgeschlossen: ein perfektes *tertium comparationis*, das unsere aus Erfahrungen geschöpften Kategorien relativieren hilft. Alte Geschichte kann man, eben weil sie abgeschlossen

und uns fern ist, im besten Sinne – und damit gegen Tacitus – *sine ira et studio* betreiben. Im Angesicht der apokalyptischen Verbrechen, die in der jüngsten Vergangenheit dieses Planeten begangen wurden und in der Gegenwart noch immer begangen werden, sind wir befangen. Der Erste Weltkrieg vermag, die *Sleepwalkers* von Christopher Clark haben es gezeigt, noch immer zu polarisieren; kaum anders das Bismarck-Reich oder die Französische Revolution. Selbst Luther und die erste Schlacht bei Tannenberg 1410 werfen ihre Riesenschatten noch bis in die Gegenwart, so sehr sind sie mit unseren Nationalgeschichten verweben. Die römischen Ständekämpfe oder der Peloponnesische Krieg nötigen uns hingegen nicht, Partei zu ergreifen. Den Gracchen oder Alexander dem Großen und selbst dem Christenverfolger Diokletian können wir als Historiker heute einigermaßen abgeklärt gegenüberreten. Wir müssen uns nicht mit ihnen identifizieren oder uns von ihnen distanzieren, selbst wenn Unzählige unter ihnen gelitten haben mögen.

Wir können also vergleichsweise unbefangen die Alte Geschichte als Laboratorium nutzen, um Phänomene der Moderne an nicht epochengebundenen Idealtypen zu messen. Es sind heute nicht so sehr Webers Antworten, die uns dem Mysterium Moderne näherbringen, vielleicht auch nicht unbedingt immer (wenngleich immer wieder) seine Fragen. Verstehen fördernd ist Webers Hermeneutik, wobei die Idealtypen durchaus unserem Erkenntnisinteresse entstammen dürfen: „Globalisierung“ etwa fordert zum Vergleich geradezu heraus mit dem Prozess, der aus dem politisch, sozial, ökonomisch, kulturell, sprachlich und religiös fragmentierten Raum, der das Mittelmeerbecken um 800 v. Chr. war, im Lauf von 1000 Jahren die Einheit schuf, die im Imperium Romanum politisch und rechtlich Gestalt gewann.³⁰ Erst der Vergleich lehrt uns die Besonderheiten der Entwicklung sehen, deren Zeugen wir heute sind; erst der Blick auf Rom lässt uns dämmern, dass „Globalisierung“ alles andere als irreversibel ist.

Eine „verstehende“ Altertumswissenschaft kollidiert mit dem postmodernen Mantra, dass „Meistererzählungen“ des Teufels und ergo um jeden Preis zu dekonstruieren sind. Max Weber war sich des Problems, dass der Theoretiker der Moderne durch-

aus auch Akteur im Prozess der Moderne ist, jederzeit bewusst. Er hat seine Wissenschaft als Katalysator der Entzauberung verstanden, trotz aller berechtigten Skepsis, trotz allem Zweifeln an der und Verzweifeln über die Moderne. Wir müssen uns entscheiden, ob wir als Historiker einen Beitrag zum Verstehen unserer Gegenwart leisten oder ob wir es dabei belassen wollen, Anläufe zum Verstehen, die Generationen vor uns unternommen haben, als „Diskurse“ zu demaskieren und als „Meistererzählungen“ abzutun, während wir selbst uns, mit ebenso trendigem wie inhaltsleerem Neusprech mühsam kaschiert, an Scheinproblemen abarbeiten oder schlimmer: uns als Betroffenheits- und Gesinnungswissenschaftler dem Zeitgeist – gleich welchem – anbiedern. Es liegt an uns, ob wir das Erkenntnispotenzial, das unserer Wissenschaft innewohnt, nutzen wollen oder ob wir es leichtfertig aus der Hand geben und so an dem Ast sägen, auf dem wir alle sitzen.

-
- 1 Der nachfolgende Text ist die leicht veränderte und um ein biographisches Kapitel erweiterte Fassung meiner am 18. November 2014 gehaltenen Oldenburger Antrittsvorlesung. Dafür, dass sie mir diesen Tag zu einem Erlebnis gemacht haben, danke ich meiner Frau Diana, meinen geschätzten Kollegen Matthias Bormuth, Rudolf Holbach, Christian Meier, Mark Siebel, Onno van Nijf und Uwe Walter sowie allen Oldenburger Kollegen, Mitarbeitern und Studenten, denen der Weg zu meinem Vortrag nicht zu beschwerlich war.
 - 2 KARL JASPERS, *Max Weber*. Vorwort zur Neuauflage 1958, in: Offener Horizont. Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft 1 (2014), S. 134f., hier: S. 134.
 - 3 Zum 150. Geburtstag und bereits im Vorfeld haben etliche Neuerscheinungen die Bibliographie zum Leben Max Webers bereichert, namentlich: JOACHIM RADKAU, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens* (dtv, München 22013); DIRK KÄSLER, *Max Weber. Preusse, Denker, Muttersohn. Eine Biographie*, München 2014; JURGEN KAUBE, *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*, Berlin 2014. Darauf stützen sich die folgenden Ausführungen, die deshalb auf jeden Anspruch auf Vollständigkeit verzichten.
 - 4 MAX WEBER, *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik*. Akademische Antrittsrede, Gesammelte politische Schriften, Tübingen ⁵1988, S. 1–25, hier: S. 14.
 - 5 Ebd., 20.
 - 6 Ebd., 14.
 - 7 Ebd.
 - 8 Ebd., 18.

- 9 WEBER, Zur Frage des Friedensschließens, Gesammelte politische Schriften, Tübingen ⁵1988, S. 130–141, hier: 137.
- 10 WEBER, Politik als Beruf, Gesammelte politische Schriften, Tübingen ⁵1988, S. 505–560, hier: S. 560.
- 11 Weber an von Below, 21. Juni 1914, zit. n. WILFRIED NIPPEL, Webers ‚Stadt‘. Entstehung – Struktur der Argumentation – Rezeption, in: Hinnerk Bruhns und Wilfried Nippel (Hg.), Max Weber und die Stadt im Kulturvergleich (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 140), Göttingen 2000, S. 11–38, hier: S. 1
- 12 Ebd.
- 13 MAX WEBER, Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, Soziologie, weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1956, S. 186–282, hier: S. 212.
- 14 Ebd., 235.
- 15 Ebd., 194; MAX WEBER, Der Sinn der ‚Wertfreiheit‘ der Sozialwissenschaften, Soziologie – weltgeschichtliche Analysen – Politik, Stuttgart 1956, S. 263–310.
- 16 WEBER, Vom inneren Beruf zur Wissenschaft, Soziologie, weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1956, S. 310–339
- 17 WEBER, Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, Soziologie, weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1956, S. 186–282, hier: S. 194.
- 18 JÜRGERN HABERMAS, Eine Diskussionsbemerkung. Wertfreiheit und Objektivität, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt 1982, S. 77–85
- 19 NIPPEL, Webers ‚Stadt‘. Entstehung – Struktur der Argumentation – Rezeption, in: Bruhns und Nippel (Hg.), Max Weber und die Stadt im Kulturvergleich (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 140), Göttingen 2000, S. 11–38, hier: S. 13.
- 20 WERNER SOMBART, Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 152.
- 21 MAX WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Frankfurt am Main 2005, hier: S. 1026.
- 22 Ebd., 1027.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd., 1028.
- 25 VICTOR DAVIS HANSON, Warfare and agriculture in classical Greece (Biblioteca di studi antichi 40), Pisa 1983, S. 34. Vgl. JOHN KEEGAN, A history of warfare, London 1993, S. 246.
- 26 WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Frankfurt am Main 2005, S. 1028.
- 27 Ebd., 946.
- 28 Ebd.

- 29 EDWARD W. SAID, *Orientalism*, London 2003, S. 259: „[...] that Weber’s studies in Protestantism, Judaism and Buddhism blew him [...] into the very territory charted and claimed by Orientalists.“
- 30 Vgl. etwa jetzt JAN NEDERVEEN PIETERSE, *Ancient Rome and globalisation. Decentring Rome*, in: Martin Pitts und Miguel John Versluys (Hg.), *Globalisation and the Roman world. World history, connectivity and material culture*, Cambridge 2015, S. 225–239.

DER AUTOR

Prof. Dr. Michael Sommer ist seit 2012 Professor für Alte Geschichte am Institut für Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

- 1990–1998 Studium der Alten Geschichte, Klassischen Philologie, Wissenschaftlichen Politik, Neueren und Neuesten Geschichte und Vorderasiatischen Archäologie in Freiburg, Basel, Bremen und Perugia
- 1998–2000 Doktorand in Alter Geschichte in Freiburg
- 2000 Promotion zum Dr. phil. in Freiburg
- 2000–2002 Wissenschaftlicher Angestellter am Orientalischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
- 2002–2004 Visiting Fellow am Wolfson College Oxford
- 2004–2005 Lehrbeauftragter am Seminar für Alte Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau
- 2005 *Venia legendi*
- 2005–2012 Lecturer in Ancient History am Department of Archaeology, Classics and Egyptology der University of Liverpool

